

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Karl Emil Gruhl weiland Wirklicher Geheimer
Oberregierungsrat**

**Meyer, Alfred Gotthold
Gruhl, Karl Emil**

Leipzig, 1918

7. Lebensabend.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6687

der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit erwog er, ob er wohl all den Anforderungen und Beschwerlichkeiten, die in jener Zeit bei den vielen Neuerungen im Unterrichtswesen in erhöhtem Maße sich geltend machten, ebenso wie in früheren Jahren gewachsen sei. Als im Dezember 1903 nach einem Anfall von Influenza eine hochgradige Abspannung ihn aufs Krankenbett warf, faßte er den Entschluß, am 1. April 1904 in den Ruhestand zu treten. „Überrascht und tief betrübt“ sprach ihm der Unterstaatssekretär Weber das Bedauern des Ministers aus. „Aber,“ fügte er hinzu, „was darf man einem Septuagenario sagen, wenn er erklärt, daß er nach einem otium cum dignitate verlange.“ Beim Ausscheiden aus dem Amte wurden ihm aufs neue ehrenvolle Beweise der Anerkennung gegeben. Geheimer Oberregierungsrat war er seit 1898, der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub war ihm beim Ordensfeste des Jahres 1903 verliehen; jetzt erhielt er den königlichen Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern. Die Ordensinsignien wurden ihm vom Minister Studt persönlich ausgehändigt.

„Es ist doch nicht ganz leicht,“ schrieb er seinem Sohne, „von einem langbestellten Arbeitsfelde Abschied zu nehmen,“ aber — fügt er hinzu — die freudige Anteilnahme seiner Liebsten habe ihm „den Übergang in den neuen Lebensabschnitt wesentlich leichter gemacht“.

7. Lebensabend.

Fast ein halbes Jahrhundert hindurch war Gruhl im öffentlichen Dienste tätig gewesen; noch waren ihm 13 Jahre beschieden, während deren er des häuslichen Behagens sich in Muße freuen konnte, in denen er aber keineswegs untätig war.

Ernstes Pflichtgefühl begleitete ihn auch in den Ruhestand. Bezeichnend dafür ist, was sein Hausarzt, der Sanitätsrat Dr. Ehlers, erzählt: „Als ich einige Tage nach Beginn seiner Pensionierung Herrn Gruhl aufsuchte, fand ich ihn trotz geschwollener Füße in voller Arbeit hinter seinen Akten am Schreibtisch. Auf meine Frage meinte er: ‚Ja, mein Nachfolger ist noch nicht ernannt, und so muß ich mich selbst vertreten.‘ Dabei huschte über das freundliche Gesicht ein schelmischer Zug, und es klang ein gewisser Stolz durch, daß er noch so leistungsfähig war.“

In der That sah man ihm die 70 Jahre nicht an. In der Jugend war er von schmaler, hagerer Gestalt gewesen, in der Berliner Zeit machte er den Eindruck eines kräftigen und ziemlich hoch gewachsenen Mannes, wie er sich denn auch einer festen Gesundheit erfreute. Die blonde Farbe des Haupthaares und des Bartes erschien im Laufe der Jahre nur wenig gebleicht, die hohe Stirn zeugte von Intelligenz. Dies und die ruhige Haltung gaben seiner Erscheinung bei aller Schlichtheit und Einfachheit des Auftretens eine schöne Würde und Bornehmtheit, die klar blickenden freundlichen Augen aber verrieten, daß der ernste Mann ein warmes Herz hatte. Grundzug seines Wesens war innere Harmonie, gewonnen und befestigt durch eine in gewissenhaftem Ringen erworbene und geklärte Weltanschauung. Aus ihr erwuchs der oft bewunderte Gleichmut, mit dem er Menschen und Dingen begegnete. Sein prächtiges Gemüt ließ ihn viel mit Liebe umfassen; am schönsten zeigte sich das immer wieder im Kreise der engeren und weiteren Familie; Herzlichkeit, mit feinem Humor gewürzt, offenbarte sich da in großen und kleinen Dingen. So schenkte er selten etwas, ohne die Gabe durch ein sinniges, meist poetisches Wort oder auch eine kleine Zeichnung zu begleiten. In der Regel anspruchslos, der Art des Geschenkes gemäß an irgendeinen äußeren Umstand scherzhaft anknüpfend, entbehrten manche Verse doch auch nicht des tieferen Gehaltes. Es sei gestattet, ein Beispiel hierher zu setzen:

G l e i c h n i s.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Als Liebespfand
von treuer Hand
nimm diesen schützenden Schleier;
Gegen Wetter und Wind
vor das Antlitz geschwind
zieh den schützenden Schleier.</p> | <p>2. Der Zukunft Bild
verhüllt uns mild
und schützend der dichteste Schleier;
doch hinter dem Dunkel wacht
ewiger Liebe Macht.
Dies gleicht dem schützenden Schleier.</p> |
|--|--|

Diese Verse galten der Gattin, deren Erscheinung, wie ein Freund des Hauses bezeugt, noch in vorgerückten Jahren das schöne, feine Mädchen der Mindener Zeit erkennen ließ; „das frische Gesicht war noch mehr durchgeistigt, aber die Züge waren dieselben geblieben.“ Güte und Herzlichkeit sprachen aus allem, was sie sagte, Liebe und Selbstlosigkeit strömte aus allem, was sie tat.

Die Grublsche Wohnung lag in einer stillen Straße des Westens,

der Frobenstraße. Dort hatten sie bei ihrer Übersiedlung nach Berlin sich niedergelassen, und dort sind sie — ein seltener Fall von Seßhaftigkeit in dem unruhigen Berlin — dauernd, im ganzen fast 35 Jahre geblieben. Die ziemlich großen Räume, durchsonnt von der erfrischenden Heiterkeit der Mutter und der gütigen Freundlichkeit des Vaters, waren nach wie vor die Stätte eines vorbildlichen Familienlebens, eines anregenden, zwanglosen Verkehrs. Allerdings war der Sohn dem Hause längst entwachsen, stand schon seit Jahren in Amt und Würden. 1896 war er ordiniert, um die Jahrhundertwende in Danzig als Divisionspfarrer tätig, dann aber zur Freude der Eltern 1901 nach Potsdam und 1906 in die nächste Nähe an die Garnisonkirche zu Berlin berufen, von wo er freilich 1910 wieder in etwas größere Ferne nach Frankfurt a. d. O. rückte. Seit 1898 war er verheiratet mit Margarete Zander. Diese Verbindung hatte sich schon im Sommer 1894 vorbereitet, als der Sohn mit seinem Vater in Lohme auf Rügen weilte. Hier lernten sie den Musikdirektor und Professor D. Zander mit Frau und Tochter kennen. Die beiden Väter fühlten sich bald außerordentlich zueinander hingezogen und saßen allabendlich auf dem Balkon des Hotels zusammen, wo Zander, selbst Mecklenburger und feiner Kenner der plattdeutschen Mundart, aus den Werken des von beiden Männern geliebten Fritz Reuter vorlas. Derweilen hatte aber auch die Jugend herzliche Zuneigung zueinander gefaßt. Zwar mußte die erwünschte Verlobung zunächst noch aufgeschoben werden; sobald aber die Ordination vollzogen war, wurde sie unter freudiger Zustimmung der Eltern im November 1896 veröffentlicht. Am 18. Februar 1898 fand in Neu-Strelitz die Hochzeit statt. So erweiterte sich der Kreis der engeren Familie; Herzlichkeit und Vertrauen, die im Grublschen Hause heimisch waren, kennzeichneten auch das Verhältnis zur Schwiegertochter. Bald folgte eine dritte Generation, und zur großelterlichen Würde gesellten sich neue, gern übernommene Pflichten. Zwei Enkelinnen, Eva (geboren am 20. Februar 1899) und Maria (geboren am 26. April 1904), wuchsen heran, und ihre Entwicklung wurde nicht nur mit warmer Liebe und treuester Teilnahme verfolgt, sondern der Großvater erteilte auch, als die Zeit gekommen war, beiden privatim Lateinstunden und verfolgte mit besonderer Aufmerksamkeit ihre mathematischen Studien. Mit der Freude

wechselte im Hause des Sohnes aber auch herbes Leid, das von den Großeltern liebevoll mitgetragen wurde. Zwischen den beiden Enkelinnen wurden zwei Knaben geboren, von denen der erste schon nach wenigen Wochen in Danzig starb, während der zweite in Potsdam das Licht der Welt erblickte und berufen schien, den Namen Gruhl fortzupflanzen. Schwer traf alle der nach fast fünf Monaten, im März 1903, eintretende Tod des Kindes; dem Großvater insbesondere ist dieser Verlust unsagbar nahegegangen. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war das enge und vertrauliche der früheren Zeit geblieben, dabei immer mehr das zweier gleichberechtigter Männer und Freunde geworden, die ihre Ansichten austauschten. Politische und religiöse Fragen wurden zwischen ihnen erörtert. Gern hätte der Sohn gesehen, wenn sich der Vater lebhafter am politischen Leben beteiligt hätte; indes so sehr sich Gruhl allezeit als warmherziger Patriot mit den öffentlichen Vorgängen beschäftigte, ebenso sehr war seinem gehaltenen, innerlich vornehmen Wesen, wie der Sohn berichtet, die gröbere und oberflächliche Art des politischen Treibens zuwider; zu sehr hatte ihn „der Kampf hier in Berlin zwischen den einander nahestehenden Parteien abgestoßen“, und er hatte sich schließlich sogar bei den Wahlen nur schwer zur Abgabe seiner Stimme entschlossen. Ähnlich verhielt er sich in kirchenpolitischer Hinsicht: die Parteien und ihre oft leidenschaftlichen Befehdungen erregten sein Mißfallen; ob konservativ, ob liberal, schien ihm im Interesse des kirchlichen Lebens unwesentlich, weil er nach Leuten ausschaute, die Sinn für kirchliche Bedürfnisse zeigten, und weil er diese wichtige Eigenschaft gelegentlich bei den liberalen Vertretern besser ausgeprägt fand als bei den Gegnern. Das wirft auch ein Licht auf seine ganze religiöse Haltung. Was er einst von seiner im Jahre 1900 verstorbenen Schwester Marie gesagt hatte, galt auch von ihm: er war „eine in festem Gottvertrauen sicher ruhende Persönlichkeit“, die ihr Christentum nicht durch Worte, sondern durch die Tat bewies. Sich eingliedernd in die bestehende größere kirchliche Gemeinschaft — den schrankenlosen, von der Gesamtheit sich lösenden Subjektivismus billigte er nicht — wohnte er als regelmäßiger Besucher dem sonntäglichen Gottesdienste bei und erfüllte er getreulich die Pflichten eines Gemeindegliedes. Gern hörte er die hervorragenden Kanzelredner Berlins, oft lauschte er den

warmherzigen und gedankenreichen Worten seines Sohnes, zumeist aber suchte er die Kirche seiner Parochie auf und schrieb in sein sorgfältig geführtes Notizbuch den Text und den Gedankengang der Predigt. Fand ein Ausspruch in seinem Inneren besonders lauten Widerhall, so wurde auch der festgehalten: „Froh und fromm ist kein Gegensatz, reine Freude ist erst bei der rechten Stellung zu Gott möglich,“ heißt es einmal, und an einer anderen Stelle: „Strebe nach Erkenntnis, achte hoch wissenschaftliche und technische Fortschritte, aber vergiß nicht den Glauben.“ Dabei hatte er ein feines Urteil über das, was auf der Kanzel zulässig war. So mißfiel ihm, daß ein Hofprediger bei einem Hinweis auf das Apostolikum spöttelnd der Professorenweisheit entgegentrat, wie ihm auch sonst die ablehnende Haltung mancher Theologen gegen die Wissenschaft bedenklich erschien. Und über eine an sich wertvolle Predigt schreibt er: „Schade nur, daß sie nicht frei von leidenschaftlichen Angriffen gegen den Protestantenverein und die Presse war. Wie ganz anders könnten diese Herren wirken, wenn sie sich über die Parteien stellten und sich an die ewigen Wahrheiten hielten, die ihre Sauerteigkraft noch immer auch an den ‚modernen Heiden‘ bewähren.“ — Im eigenen Hause wurden morgens kurze Andachten gehalten, indem ein Abschnitt aus der Bibel, aus einem Andachtsbuch oder auch ein Lied gelesen wurde; für besondere Tage oder Anlässe wählte er bestimmte Texte: so Psalm 103 an Geburtstagen, Psalm 23 vor Reisen, in trüben Zeiten ein passendes Lied oder bei Todesnachrichten den 90. Psalm.

Das innige Verhältnis, das die Tochter mit dem Vater verband, gewann in diesen Jahren noch eine Vertiefung, als sie eine Erweiterung ihres Wissens anstrebte und sich zur Oberlehrerinnenprüfung vorbereitete. Neben dem Besuch von Vorlesungen erfreute sie sich der tätigen Hilfe des Vaters; eine oft wiederkehrende Bemerkung der Tagebücher lautet: „mit Marie gearbeitet“, und zwar handelte es sich dabei vorwiegend um sein eigenstes Gebiet, die Mathematik, sowie um sein Lieblingsfach, Deutsch. Auch nach der im November 1907 erfolgreich abgelegten Prüfung blieb die Arbeitsgemeinschaft der beiden bestehen und fand z. B. bei den Neuauflagen der „Elemente“ praktische Verwertung.

Lebhaft wie zuvor blieb auch die Freude an geselligem Verkehr. Neben lieben Verwandten und alten Freunden, die aus

und ein gingen, waren es Genossinnen der Tochter, die zum Besuch kamen und häufig zu den Mahlzeiten blieben. „Umstände wurden nicht gemacht“, und „genötigt“ wurde ebensowenig. Ernste Gespräche wechselten mit heiteren Erzählungen und fröhlichem Lachen, und oft findet sich in der Tagesübersicht die Bemerkung: „recht vergnügt und munter“. Anregende, gemütliche Abende wurden bei Tante Thekla verbracht oder mit „Größing“ (das war der Kosenname für Großmutter Gandtner) und mit „Mudding“ (die Bezeichnung für die Mutter der Schwiegertochter, Frau Zander, die ihren Gatten 1905 verloren hatte). Von anderen nahen Freunden des Hauses, mit denen ein regelmäßiger Verkehr gepflegt wurde, ist der aus Greifswald stammende Baurat Bohl zu nennen und die Familie Helm. Frau Helm war die Tochter des Sanitätsrats Reindke, der aus der Hagener Zeit mit Gruhls bekannt war und nach seiner Übersiedlung in die Reichshauptstadt die alten Beziehungen erneut hatte, zu gegenseitigem Behagen, obschon die beiden Männer in ihren religiösen und politischen Anschauungen sich sehr voneinander unterschieden. Nach dem Tode des Sanitätsrates zog die Witwe zu ihrem Schwiegersohn, dem Ingenieur Helm, und da dieser mit den Seinigen in demselben Hause wie Gruhls Wohnung genommen hatte, so war einem gemütlichen und herzlichen Umgang Tür und Tor geöffnet, zumal da auch die Töchter beider Familien gleichaltrig und durch immer fester werdende Freundschaft verbunden waren. Regelmäßig nahm Gruhl auch an der Pädagogischen Gesellschaft teil. Dieser im Jahre 1845 von dem damaligen Provinzialschulrat Otto Schulz begründete Kreis von höchstens zwölf befreundeten Pädagogen versammelte sich zu zwanglosem Gedankenaustausch und geselligem Verkehr; allmonatlich fanden die Zusammenkünfte, und zwar abwechselnd in den Familien statt. Gandtner, Aliz, Kießling, ferner Gallenkamp und Bach waren einst Mitglieder gewesen, zu Gruhls Zeiten neben anderen Pilger und Genz. „Wie gespannt, wie freudig lauschten wir Jüngeren,“ so hat sich eines der Mitglieder über Gruhl geäußert, „seinen Worten, aus denen die besonders reiche Erfahrung, die Abgeklärtheit des Alters sowie die edelste und lauterste Gesinnung hervorleuchtete.“

Jeglicher Tag bot auch sonst reiche Beschäftigung. Da waren Briefe zu beantworten, ein Stück Lebenserinnerungen aus-

zuarbeiten, ein längerer oder kürzerer „Lauf“ zu machen, der bei günstigem Wetter in den Tiergarten, nach dem Grunewald, in den letzten Jahren nach dem zum Kleistpark umgewandelten ehemaligen botanischen Garten führte; häufig bildete auch der Zoologische Garten, besonders als Stelldichein mit Größing, das Ziel des Spazierganges. Dann wieder war eine Kunstausstellung oder ein Museum zu besichtigen, abends von Zeit zu Zeit ein Theaterstück oder eine musikalische Darbietung anzuhören. Bei den dramatischen Darstellungen erinnerte er sich gern der lebhaften Eindrücke, die er in jungen Jahren von den hervorragenden Kräften der Berliner Bühnen in sich aufgenommen hatte; die Einrichtung der Stücke war, im Gegensatz zur Gegenwart, damals recht einfach gewesen, „aber“, sagt Gruhl, „für eine die Augen blendende Ausstattung habe ich nie das rechte Verständnis gehabt.“ Auch das wieder bezeichnend für ihn, dem das Sein, nicht der Schein, der innere Wert, nicht die äußere Erscheinung die Hauptsache war. Großen Genuß bereitete allen Gliedern der Familie die Musik, auch im Hause wurde durch Klavierspiel und Gesang manche Stunde verschönt, manche andere wurde einem Spiel Schach, einem harmlosen Whist, in den letzten Jahren auch dem Halma gewidmet. Selbstverständlich gehörte ein Teil des Tages auch der Lektüre. Sie war sehr vielseitig; umfaßte sie doch nicht nur pädagogische Schriften sowie wissenschaftliche, namentlich geschichtliche Werke, sondern auch das ganze reiche und bunte Gebiet der schönen Literatur, sodaß die Klassiker aller Völker ebensogut wieder vorgenommen wurden, wie die Schöpfungen neuerer und neuester Schriftsteller Beachtung fanden, wenn sie für Geist und Gemüt Nahrung boten. Unterbrochen wurde das Berliner Leben durch Reisen, die — weil die Tochter, seit 1911 Oberlehrerin am Städtischen Charlotten-Inzeum, durch ihr Schulamt gebunden war — meist in die Monate Juli und August fielen. Da man gern in den beiden „idealen Pfarrhäusern“ der Geschwister in Pommern im Vorübergehen Einschau hielt und die Verwandten und Bekannten in Greifswald begrüßte, wurden wiederholt Ostseebäder gewählt, seltener das Gebirge. Doch lockte im Jahre 1911 noch einmal die Schweiz, wohin auch der Sohn mit seiner Familie sich zur Erholung begeben hatten; damals ist der fast 78jährige mit der Jungfraubahn bis zur damaligen Endstation „Eismeer“ gefahren.

Indessen — so mannigfaltig das Tagewerk, so vielseitig die Abwechslung und Anregung des geschilderten Lebens war, mit alledem war sein Tätigkeitsdrang nicht befriedigt. Noch für andere zu wirken blieb ihm Bedürfnis. Die Gelegenheit bot sich in einer Reihe von Ehren- und Nebenämtern, denen er mit der gleichen Pflichttreue oblag wie früher seinen Berufsgeschäften.

Vorübergehend übernahm er nach dem Tode des Provinzialschulrats Pilger nochmals das Amt eines Direktors der Königlich-wissenschaftlichen Prüfungskommission für Oberlehrer in Berlin; der Umfang der Geschäfte erwies sich aber als so groß, daß er es nach kurzer Zeit wieder niederlegte. Dagegen blieb er in der Studienkommission der Kriegsakademie, in die er schon im Dezember 1894, bald nach seinem Eintritt ins Ministerium, nebenamtlich berufen war. Die Mitglieder dieser Kommission haben dem Direktor Vorschläge zur Besetzung der Lehrerstellen zu machen, haben die Lehrpläne zu begutachten, insbesondere die Aufgaben für die Aufnahmeprüfung der Offiziere zu stellen und die eingelieferten Klausurarbeiten zu beurteilen; auch überwachen sie die wissenschaftlichen Sammlungen. Gruhl hatte neben der Revision der Bücherei das Referat über Geschichte sowie die Auswahl der Prüfungsaufgaben in diesem Fache. Da der Andrang zur Akademie immer größer wurde, so mußten für die Durchsicht der eingelieferten Arbeiten noch einige Herren von ihm zur Unterstützung herangezogen werden, doch überzeugte er sich durch zahlreiche Stichproben, daß der von den anderen zugrunde gelegte Maßstab in der Beurteilung der Leistungen mit dem seinigen übereinstimmte. — In der preußischen Haupt-Bibelgesellschaft war er Mitglied des Präsidiums und ließ es da an tätiger Teilnahme nicht fehlen. Ebenso gehörte er dem Kuratorium der im Jahre 1835 begründeten Schleiermacherstiftung an; die Vorschläge für die Stipendien und die auf die gestellten Preisaufgaben eingegangenen Lösungen wurden von ihm geprüft und beurteilt. — So gern und hingebend er mit Herz und Hand all diesen und anderen Aufgaben sich widmete, so gehörte seine Hauptkraft doch einer Erziehungsanstalt, der Luisenstiftung; denn hier fühlte er sich in seinem eigentlichen Beruf als Lehrer und Erzieher. Daher hat er, als er durch sein hohes Lebensalter und die damit verbundenen körperlichen Beschwerden schließlich sich genötigt sah, all die übrigen Betätigungen auf-

zugeben, dieses Ehrenamt beibehalten, das ihm zwar viel Arbeit bereitete, ihm aber das liebste war.

Die Königin Luise-Stiftung, wie sie neuerdings auf seinen Vorschlag zur Unterscheidung von anderen Luisenstiftungen heißt, ist 1811, bald nach dem frühen Tode der edlen Fürstin, in Berlin ins Leben gerufen worden. Wenn bei ihrer Begründung in erster Linie an die Ausbildung deutscher Erzieherinnen gedacht war, so ging doch zugleich die Absicht dahin, eine beschränkte Anzahl von jungen Mädchen aus gebildeten Kreisen im Alter von etwa 12—16 Jahren in Pension zu nehmen und unterrichtlich und pädagogisch zu fördern. Jede Erzieherin bildete mit einer Gruppe der Zöglinge eine Zimmereingemeinschaft, eine kleine Familie, in der ein angemessener Ausgleich zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung, körperlicher Kräftigung und praktischer Tätigkeit angestrebt wurde. Protektorin der Anstalt war ein Mitglied des preußischen Königshauses. Nach dem Tode der Kaiserin Friedrich übernahm die Gemahlin unseres jetzt regierenden Kaisers den Schutz der Anstalt, für die neben den leitenden Damen ein Kuratorium sorgt. Zu ihm gehörten um 1880 die Geheimräte Burghart und Kießling sowie der Dezerent des Mädchenschulwesens in dem Unterrichtsministerium, Geheimrat Schneider. Durch seine Vermittlung hatte die Stiftung im April 1877 die Berechtigung erhalten, für die in ihr ausgebildeten Erzieherinnen selbständig die Lehrerinnenprüfung abzuhalten. Als Kießling im Jahre 1884 starb, trat der damalige Provinzialschulrat Gruhl an die Stelle seines Oheims, und gleich diesem wandte er namentlich der Auswahl von Lehrkräften und der Gestaltung der Erziehung und des Unterrichts der „Stifter“ seine Aufmerksamkeit zu. Treu der alten Überlieferung des Hauses, wurden Scheinwesen und äußere Mittel verschmäht, auf die Charakterbildung der jungen Menschenkinder, auf pflichtgetreues Verhalten, Frömmigkeit und vaterländische Gesinnung das Hauptgewicht gelegt, für angemessene Kenntnisse und Fertigkeiten, zugleich aber für Gesundheit, edle Sitte und harmlose Fröhlichkeit Sorge getragen. Zutreffend ist von Gruhl über sein Wirken in der Stiftung gerühmt worden: „Daß sich entfaltende Menschenknospen nicht in der scharfen Luft kalter, fordernder Strenge, sondern nur unter dem warmen, weichen Hauch hingebender Herzensgüte gedeihen, war seine Überzeugung, und sie

war der Ausfluß des innersten Wesens seiner kraftvollen und doch milden Persönlichkeit.“

Seit 1830 hatte die Stiftung ihr Heim in der Markgrafenstraße 10 gehabt. Dort war im Jahre 1867 ein Neubau aufgeführt, der indes allmählich den gesteigerten Ansprüchen um so weniger genügte, je mehr durch Einengung des dazu gehörigen Gartens Luft und Licht verschlechtert wurden. Eine Verlegung der Anstalt wurde nach längerer Verhandlung beschlossen, und unter tätigster Mitwirkung Gruhls entstand in dem Vorort Dahlem ein neues stattliches Gebäude, dessen Einweihung im Mai 1907 stattfand. Bei dieser Gelegenheit wurde er als Vorsitzender des Kuratoriums durch Verleihung des Charakters als *Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat* mit dem Range der Räte erster Klasse ausgezeichnet. Unmittelbar nach dieser äußeren Veränderung im Dasein der Stiftung bahnte sich aber auch eine bedeutsame innere Umgestaltung an. Die schon seit einer Reihe von Jahren vorbereitete Reform des höheren Mädchenschulwesens in Preußen trat durch die im Jahre 1908 veröffentlichten Bestimmungen ins Leben. Nun galt es, auch in Dahlem bei der Erziehung und insbesondere im Unterricht die neuen Gesichtspunkte zu berücksichtigen, ohne doch die bewährten alten Grundsätze preiszugeben. Die Anstalt wurde nach der unterrichtlichen Seite zu einem Lyzeum und einem Oberlyzeum ausgebaut derart, daß ersteres nur die vier Klassen der Oberstufe in getrennten Jahreskursen umfaßte, das Oberlyzeum aber aus drei wissenschaftlichen Abteilungen und der Seminarklasse bestand. Im Jahre 1911 wurde die staatliche Anerkennung ausgesprochen.

Mit seiner reichen Lebens- und Berufserfahrung hatte Gruhl hierbei unschätzbare Hilfe geleistet. Indessen war mit dieser mehr geschäftlichen Tätigkeit — zu ihr gehörte auch die fortlaufende Erledigung schriftlicher Aufnahme Gesuche und anderer Eingänge — sein Wirken keineswegs erschöpft. Sehr oft erschien er in der ihm lieben Anstalt, mit der er sich unlöslich verbunden fühlte, und als ihm sein Befinden in der letzten Lebenszeit den Weg nach Dahlem zurückzulegen nicht mehr erlaubte, sah er die leitenden Damen häufig in seiner Wohnung zur Rücksprache. „Man konnte ihm vertrauensvoll alles sagen;“ für alle Einzelheiten im Alltagsleben der Zöglinge hatte er wohlthuendes Verständnis, neben großer Güte zeigte sich bei der Prüfung jedes besonderen Falles

seine klare, ruhige Bestimmtheit. Mit herzgewinnender Freundlichkeit begegnete er dem jungen Volke, und bei den schlichten Festen des Hauses bewegten seine warmen, zu Herzen dringenden Ansprachen die Gemüter der Erwachsenen wie der Kinder. Er war wirklich, das empfand jeder, „der Vater der Stiftung“.

Auch das eigene Heim hielt Gruhl den Stiftern und insbesondere den jungen, oft einsam stehenden Erzieherinnen geöffnet. Welch sonnige Stunden sie dort verlebten, kann am besten eine liebevoll geschriebene Schilderung aus der Feder einer Beteiligten verdeutlichen. „Betraten wir jungen Stiftererzieherinnen,“ so berichtet sie, „das erstemal den Kreis einzig mit dem Gefühl unbegrenzten Respektes vor unserem bis dahin nur von ferne gekanntem und verehrtem Kurator und seiner Gattin, so tauten wir gar bald auf unter der lebenerweckenden Wärme, die dort herrschte, fühlten uns ganz dazu gehörig und ‚zu Hause‘. Ja, ein ‚Zuhause‘ wurde die Wohnung in der Frobenstraße jedem, der dort Gastfreundschaft genoß, und zwar in dem Grade, daß man sich gar keine Rechenschaft gab, wie das so schnell hatte kommen können. Man durfte teilnehmen an den Freuden und Leiden der Gruhlschen Familie, als sei man selbst ein Glied derselben, wie jede von uns andererseits gewiß sein konnte, für alles, was ihr eigenes Leben an Ernstem und Schwerwiegendem brachte, warmes Interesse und verständnisvollen Rat, für die kleinen, zum Teil heiteren Alltagserlebnisse fröhlichste Anteilnahme zu finden.

„Wärme und Fröhlichkeit möchte ich überhaupt als die beiden Hauptlebensquellen des Gruhlschen Hauses bezeichnen. Hausherr und Hausfrau, so verschieden bei ihnen die Art war, sich zu geben, in dem, was sie gaben, waren sie einander gleich. Jene Wärme, die uns alle so wohlthuend berührte und unser Vertrauen gewann, beruhte bei beiden auf einer tiefen, auf echtes Christentum gegründeten Menschenliebe; die herzerfrischende, bis ins späteste Alter unbefiegbare Fröhlichkeit, das damit zusammenhängende Verständnis für die Jugend entsprang einer glücklichen Gemütsveranlagung, war aber durch mancherlei Leid des Lebens hindurch erprobt, gefestigt, verklärt worden. Nie hörte man ein hartes Urteil über andere. In der Gruhlschen Familie war die glückliche Gabe daheim, die guten, lebenswerten Eigenschaften an den Menschen herauszufinden und sie dadurch erst recht er-

kennbar zu machen. Der Glaube an das Gute in der Welt, in der Menschheit wirkte geradezu tröstlich und erhebend; in einer solchen Atmosphäre konnte man sich seelische Stärkung, neue Spannkraft holen, wollte einem dieser Glaube im Kampfe des Lebens verlorengelien.

„So groß die seelische Übereinstimmung des Ehepaares war, so grundverschieden das Temperament, die Gabe, sich mitzuteilen. Herr Geheimrat blieb stets der ruhige, mehr zuhörend Beobachtende im Familienkreise; aus seinen gütigen Augen aber blickte er voll Anteil auf die ihn umgebende Jugend, die sich in seiner Gegenwart durchaus nicht beengt fühlte, sondern vergnüglich auskramte von dem, was ihr am Herzen lag und durch den Sinn schoß. Da konnte er dann lange ganz ruhig unserem Geplänkel zuhören, bis er uns mit einem durch schalkhaftes Leuchten der Augen schon angekündigten Scherzwort weiter ermunterte oder auch berichtigte. So lernte Herr Geheimrat damals als stiller Beobachter unserer jugendlichen Fröhlichkeit eine jede von uns genau kennen; das merkten wir später, wenn nach der goldenen Stiftungszeit ernste Lebens- und Berufsfragen an uns herantraten und er sich dann als unser treuer, väterlicher Freund und Berater erwies. — Das belebende Element aber, der Mittelpunkt des Hauses, war seine Herrin. Ich möchte sie ‚Frau Sonnenschein‘ nennen. Denke ich an sie, so wird mir warm und froh ums Herz, so wie man fühlte, fühlen m u ß t e , wenn Frau Gruhl mit ihrem strahlenden Gesicht ins Zimmer trat. Die echte deutsche Frau und Mutter von einer selbstverständlichen Aufopferungsfähigkeit und Selbstlosigkeit. Dabei besaß sie die Kunst, jeder, auch der unangenehmsten Lage irgendeine gute Seite abzugewinnen, jedes an sich noch so unbedeutende Alltags-erlebnis mit ihrem Humor zu vergolden. Wie unzählige Male haben wir herzlich zusammen gelacht, uns miteinander gefreut. Überhaupt diese Gabe, sich mit anderen zu freuen, als ob es eigene Freude, mit anderen Leid zu tragen, als ob es das eigene Leid wäre, habe ich nie wieder so ausgeprägt gefunden.

„So wird das Bild und der Einfluß dieser beiden schlichten, klaren Persönlichkeiten weiter lebendig bleiben bei allen denen, die wie ich das große Glück hatten, ihnen im Leben nahe zu stehen, und innige Dankbarkeit für alles, was sie uns einst gegeben, folgt ihnen über das Grab hinaus.“

Ein zweites derartiges Erinnerungsbild zeigt, wie das Gruhlsche Haus nicht nur den „Stiftern“, wie es auch anderen Heimatsrecht gewährte. Eine Freundin der Tochter, der Gruhl beim Verlust des Vaters in seiner warmherzigen und gütigen Weise der beste Tröster geworden war, wollte heiraten, nach außerhalb, in aller Stille. Da bereitete die Gruhlsche Familie ihr eine Abschiedsfeier, einen Polsterabend, zu dem die Braut alle ihre lieben Freundinnen einladen konnte und durfte. „Als alle Gäste versammelt waren, öffnete sich die Thür des Arbeitszimmers, und der Hausherr trat mit liebem, heiterem Lächeln heraus, begrüßte die Gesellschaft und ließ sich an der Seite der Braut nieder, denn er war ja Stellvertreter des Bräutigams, der zur Feier nicht kommen konnte. „Nun muß ich ja wohl sehr liebenswürdig sein?“ fragte er mit schalkhaftem Augenzwinkern die Braut, und bat sie, ihm einige diesbezügliche Winke nötigenfalls geben zu wollen, wenn er als „stellvertretender Bräutigam“ seine Sache falsch machen sollte. Und wie fröhlich neckte er sie! Sie war als recht energische junge Dame bekannt. Gruhl erklärte in seiner wunderhübschen Tischrede, was diesen Punkt anbetreffe, so wolle er damit ganz und gar nichts zu tun und auch nichts gesagt haben; damit könne der junge Ehemann sich hernach selber abfinden!“

Überhaupt war der sonst schweigsame, seine Äußerungen abwägende Gruhl im engeren Kreise nicht wortkarg; gern erzählte er Erinnerungen aus seinem Leben und wußte dabei drollige Vorfälle wirkungsvoll darzustellen. Eine gewisse Berühmtheit hatten im Schoße der Familie seine gehaltvollen Tischreden bei feierlichen Gelegenheiten, die fast regelmäßig vorher sorgsam entworfen waren und in ihrer Innigkeit und Wärme alle Herzen bewegten. —

Schön ist es, im Kreise der Seinigen, von Liebe und Achtung umgeben, im Rückblick auf ein arbeitsreiches und gesegnetes Leben das Greisenalter zu verbringen, zumal wenn ein gütiges Geschick Gesundheit und geistige Rüstigkeit gewährt. Dieses liebevolle Loos wurde Gruhl lange Zeit zuteil, wenn sich auch viel Wehmut in die Freuden der friedvollen Abendstunden mischte. Abnahme der Leistungsfähigkeit mag mit Ergebung hingenommen werden; aber Abschied muß man nehmen von so vielen Weggenossen. Es häuften sich in den kurzen Aufzeichnungen,

die Gruhl getreulich Tag für Tag niederschrieb, die Kreuze, die das Hinscheiden hervorragender Kollegen, vertrauter Freunde, geliebter Anverwandter verkündigten. So starben — um nur einige Fälle aus dem Lustrum 1908—13 anzuführen — Althoff, Münch, Helm, Frau Bonik, Frau Genz und die eng befreundete frühere Vorsteherin der Luise-Stiftung Fräulein Henne, von Verwandten alle drei Brüder der Gattin, Felix, Gustav und Karl Hiecke und, im Jahre 1911, die 98 jährige Tante Thekla Kießling. In FrauStadt, wo schon vor Jahren die beiden Schwestern Minna (1903) und Marie (1900) heimgegangen waren, konnte im Oktober 1908 der 80. Geburtstag des Bruders Wilhelm gefeiert werden; drei Jahre darauf wurde dessen einzige Tochter Martha zur ewigen Ruhe bestattet. Mitempfunden und mitgetragen wurde all dies Leid; „nur immer fester zusammenhalten, doppelt dankbar sein für das, was uns geblieben,“ lautete die Parole. Auch im Hause blieben böse Tage nicht aus. Von einem schweren Unfall war die treue Lebensgefährtin schon im Herbst 1907, bald nach dem 40. Hochzeitstage, betroffen worden: von einem Auto überfahren, hatte sie außer Zerrungen und Abschürfungen einen doppelten Bruch über dem Knöchel des einen Fußes erlitten; sie mußte eine schwere Zeit mit qualvollen Schmerzen durchmachen, die sie mutig und ihre Umgebung aufmunternd ertrug. Auch in den nächsten Jahren fehlte es nicht an Unpäßlichkeiten und anderen Anfällen. Eine einschneidende Wandlung brachte aber der Sommer 1912. Im Frühjahr war Gruhl als Acht- undsiebzigjähriger noch so rüstig, daß er eine anstrengende Reise nach dem Rhein und zurück in wenigen Tagen völlig frisch zurücklegen konnte — im Juni erkrankte er an einem schweren Blasenleiden, sodaß die Angehörigen monatelang um sein Leben bangten. Die aufopfernde Liebe der Seinigen, besonders der Gattin, wurde belohnt, und das Leiden besserte sich, ohne ganz gebannt werden zu können. Indes, wenn auch die geistige Regsamkeit selbst während der Krankheit nicht nachgelassen hatte — körperlich machte sich von da an das Alter merkbar. Bisher nur ein „älterer Herr“, dem kein Mensch glauben wollte, daß er „den achtzig näher sei als den siebzig“, wurde er jetzt in seiner äußeren Erscheinung sichtbar alt. Im Frühsommer 1913 folgte eine ernstliche Erkrankung der Gattin, die eine bedenkliche Mattigkeit hinterließ. Nach diesen bösen Zwischenfällen bedurften beide

Eheleute der Schonung, und deshalb wurde keine größere Reise unternommen, sondern für Juli und August 1913 eine nahe märkische Sommerfrische zur Erholung gewählt, das wald- und seenumkränzte Grünheide bei Erkner, wo am 5. August der Mutter Genesung und des Vaters 80. Geburtstag in aller Stille von den Kindern und der älteren Enkelin gefeiert wurden. Zu dem Tage traf eine Fülle von herzlichen Glückwünschen ein, die aufs neue zeigten, in wie hohem Maße dem würdigen Greise Liebe, Verehrung und Dankbarkeit gezollt wurden. Auch war ihm eine ganz besondere Überraschung zgedacht: ein Bote aus dem Ministerium brachte einen prachtvollen Rosenkorb, und als dieser gebührend bewundert wurde, überreichte er mit den Worten „das Beste kommt noch“ einen dicken Brief. In ihm befand sich neben Glückwünschen des Ministers und des Ministerialdirektors Raumann der Adler der Komture des Königlichen Hausordens von Hohenzollern, der gerade an besonders verdienstvolle Erzieher der Jugend verliehen wird. „Mein Schulmeisterherz schlug höher beim Anblick des mir zgedachten Lehrerordens,“ heißt es in Gruhls Dankschreiben. Wie sehr neben der Dankbarkeit dem Hochbetagten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in Fleisch und Blut übergegangen war, lehrt ein kleiner Zug aus diesen Tagen: von allen eingegangenen Glückwünschen wurde mit Hilfe der Tochter eine Liste angefertigt; alle wurden beantwortet und das Datum der Erwiderung in die Liste eingetragen.

Schwere Zeiten nahten. Zwar hatte die Erholung in Grünheide gut getan, zu Weihnachten und Neujahr konnten beide Gatten bei leidlichem Wohlbefinden sich mit den Jhrigen freuen. Bald darauf aber erkrankte die Mutter von neuem. Anfangs schien ihr Leiden nicht allzu bedenklich, zumal da sie wie ihre 1899 verstorbene Freundin Dodo dachte: „das Krankenzimmer braucht kein trübes Zimmer zu sein,“ und jede bessere Stunde benutzte, ihren Lieben eine Freude zu bereiten. Doch dann folgten bittere Leidenswochen, gelegentliche Äußerungen ließen erkennen, daß die Gute selbst die Abnahme ihrer Kräfte spürte — ein eigentliches Abschiednehmen blieb ihr erspart; zwei Tage vor dem Ende verlor sie das Bewußtsein, und ihr Hinüberschlummern war still und friedlich.

Und der Gatte? Mit zitternder Hand schreibt er in sein Tagebuch am 5. März 1914: „Um 1/27 Uhr (morgens) ist unsere

Luise sanft entschlafen.“ In den schwersten Stunden wirft er seine Sorgen auf den Herrn und ringt in starkem Glauben nach Fassung und Ergebung. „Still trug er die Trauer im Herzen und in den Augen, die so seelenvoll blicken konnten.“

Drei Jahre Erdenpilgerschaft waren ihm noch beschieden, drei Jahre, während deren er, sooft es bei seinen Spaziergängen möglich war, das blumengeschmückte Grab seiner lieben Heimgegangenen aufsuchte, drei Jahre, die durch die Liebe der Seinigen ihm noch verschönt wurden. Die Tochter führte, neben ihrem Berufe, im Sinn der Verstorbenen den Haushalt weiter, und das Andenken an die heißgeliebte Gattin und Mutter verklärte das gemeinsame Leben. Beschäftigung und Verkehr setzte der Vater in alter Weise fort. Den im Sommer ausbrechenden Weltkrieg verfolgte er mit lebhafter Anteilnahme; trotz mancherlei „Wenn“ und „Aber“ werde Gott, so war seine Hoffnung, Deutschland nicht verlassen. Geduldig ertrug er die zunehmenden körperlichen Beschwerden und war „der folgsamste und gewissenhafteste Patient“. Seine Unternehmungslust wurde freilich immer geringer, zu Besuchen bei anderen fehlte oft körperliche Frische und der rechte Mut; was aber sich im Hause abspielte, das regte ihn an, auch einen größeren Kreis von Besuchern sah er gern. Neue Verluste betrübten ihn: teilnahmvoll geleitete sein Gedenken die im Dezember 1915 verschiedenen früheren Amtsgenossen Köpfe und Genz zur letzten Ruhestätte; ihnen folgten im Januar 1916 in ihrem 85. Lebensjahre die Großmutter Gandtner, die in Bonn beigesezt wurde, und der Hagener Freund Hezer. — Vater und Tochter waren im ersten Sommer nicht gereist, sondern still zu Hause geblieben. Als im zweiten Sommer (1915) die Tochter zur Kräftigung ihrer angegriffenen Gesundheit einen Gebirgsort aufsuchen mußte, siedelte Gruhl einige Wochen zu behaglichem Aufenthalt in das Haus des Sohnes über, der mittlerweile als Pfarrer an die Lichterfelder Hauptkadettenanstalt berufen worden war. Im Jahre 1916 erkrankte die Tochter so schwer, daß sie bis Ostern 1917 Urlaub nehmen mußte; es kamen, da wiederholte Aufenthalte in Höhenluft sich als notwendig für sie herausstellten, von beiden Teilen überaus schmerzlich empfundene Trennungszeiten, die durch einen fast täglichen Briefwechsel, so gut es ging, überbrückt wurden. Doch sorgte eine der Fraustädter Nichten, Marie geheißen wie Gruhls Schwester und

Tochter, in hingebender und feinfühligter Weise für den Oheim, der tapfer sein körperliches Leiden trug und die guten Nachrichten von der zunehmenden Besserung im Befinden der fernen Tochter dankbar aufnahm. Als sie dann gesund und arbeitsfähig zurückkehrte, fand sie den geliebten Vater auf seinem letzten Lager. Noch konnte er sich des Wiedersehens mit seinem lieben Kinde und der Wiedergenesung freuen — dann kam das Ende. Während draußen, dank der Tüchtigkeit unseres Volkes, f e r n a b von den heimatlichen Grenzen das wilde Toben des Krieges fort dauerte, ging er kampflos durch die Todespforte ein zum ewigen Frieden, am 8. April 1917, am Ostersonntag, zur Stunde, da die Glocken den Auferstehungstag einläuteten. Am 11. April wurde er auf dem Alten Friedhof der Zwölf-Apostel-Gemeinde an der Seite der Gattin beigesetzt; Sohnesworte, tiefempfunden und trostspendend, riefen ihm den Abschied zu.

„Welch herrliches Ausklingen eines irdischen Daseins: hochbetagt, nach einem überaus reichgesegneten Leben, unter dem Klange der Osterglocken hinüberzuschlummern in die Ewigkeit — das ist fürwahr ein Ende, wie man es schöner seinen Geliebtesten kaum wünschen kann.“ So heißt es in einem Beileidsbrief, so empfanden die vielen nah und fern, die den Entschlafenen betrauertem. Die aber seiner Verdienste um die Schule gedachten, freuten sich des Wortes im Propheten Daniel: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“
